

Michael Wolf

Die Poesie als dritte Sprache – Was setzt über, wenn Gedichte übersetzt werden?

Ein Rückblick auf die Tagung des Netzwerk Lyrik e.V. in Halle/Saale

Die Innu, eine der First Nations Nordamerikas, legen einen Stein auf die Stelle, an der sie ein von ihnen gejagtes Tier zerteilt haben. Die Markierung soll die Anwesenheit der Jäger bezeugen, auf den Platz des Tieres rückt das Zeugnis derjenigen, die das geopferte Leben annehmen, um gestärkt weiterzuziehen. In Halle, tausende Kilometer von der Tundra entfernt, legt Jennifer Dummer einen Stein unter die Kamera, über ihr erscheint er auf dem Beamerbild. Es handele sich nur um einen symbolischen Stein, sagt sie rasch, nicht wirklich um einen, der in dieser traditionellen Weise zum Einsatz kam. Und doch mag man annehmen, dass Steine generell für sie und ihren Kollegen Andreas Jandl eine neue Bedeutung erfuhren, als sie einen Band der Innu-Dichterin Joséphine Bacon aus dem Französischen übersetzten.

Expeditionen ins noch Unbekannte

Die beiden zeigen weitere Materialien: eine Handvoll Beeren, eine Trommel, die Packung einer bei den Innu sehr beliebten Teesorte. All diese Fundstücke spielen in Bacons Dichtung wichtige Rollen, die Autorin hat sich der Erhaltung ihrer Kultur verschrieben. Ihre Lyrik zu übersetzen, so darf man Dummer und Jandl verstehen, bedeutet auch Ethnologie zu betreiben oder diese zumindest zu studieren, erfordert die Zeichensysteme des Französischen und Deutschen nicht nur zu beherrschen, sondern auch sie zu verlassen. Ihre Expeditionen ins noch Unbekannte dürften als Metapher für das Übersetzen von Lyrik schlechthin gelten, dem Thema der vom Netzwerk Lyrik veranstalteten Tagung, die am Wochenende am Literaturhaus Halle stattfand.

Für drei Tage kamen Übersetzer:innen, Literaturwissenschaftler:innen und Dichter:innen zusammen, um ihre Arbeiten zu präsentieren und zur Diskussion zu stellen, wobei nur

selten engagierte Debatten entstanden, die konzeptionell und ästhetisch sehr unterschiedlichen Vorstellungen zum Thema verblieben eher in respektvoller Parallelität zueinander. Und das, obwohl vieles im Ansatz beinahe unvereinbar erscheint. Hier die dem Original verpflichtete, recherchierende Arbeit professioneller Übersetzer, dort die viel freiere Neudichtung.

Praktiken des Übersetzens

Der Lyriker Norbert Hummelt berichtet, wie er Texte der georgischen Kollegin Bela Chekurishvili ins Deutsche überträgt, ohne – wie er freimütig erklärt – Georgisch sprechen oder auch nur lesen zu können. Bei seiner Arbeit stützt er sich auf Interlinearübersetzungen, die für jedes Wort Entsprechungen vorschlagen, allerdings ohne diese in Beziehung zum vorherigen oder nachfolgenden zu setzen. Dieses Verfahren ist bei der Übersetzung von Lyrik nicht ungewöhnlich. Während man in der Prosa davon ausgeht, dass die profunde Kenntnis der Sprache und Kultur die maßgebliche Qualifikation für die Tätigkeit als Übersetzer:in darstellt, geht es hier nicht weniger um dichterische Kompetenz. Die Poesie selbst erscheint so als dritte Sprache, die dem übersetzenden Lyriker auch das verständlich macht, was er im Zweifel nicht mal entziffern kann.

Unstrittig ist, dass Gedichte weitaus weniger in ihrer Informationsvermittlung aufgehen als erzählende oder argumentierende Texte. Ihr Sinn erschließt sich vielmehr über die Sinnlichkeit des Lektüre-Erlebnisses selbst. Aber ist diese nicht sehr stark an den dichtenden Übersetzer als Person gebunden? Läuft eine solche Übertragung nicht Gefahr, sich stärker dem individuellen Eindruck zu verpflichten, als dem, was sich Leser:innen des Originals bei der Lektüre aufdrängt? Ein Extrembeispiel hierfür präsentiert der Germanist Gabriel Horațiu Decuble in seiner Generalkritik an der Celan-Übersetzung der rumänischen Dichterin Nora Iuga, die ihre Leistung gegen akademische Widerstände mit dem Argument einer innigen Verbundenheit mit Celan verteidigt, in Interviews gar

darüber spekuliert, ob sie ein Paar geworden wären, hätten sie das Glück gehabt, einander zu begegnen.

Auch Orsolya Kalász spürt eine Nähe zur in der literarischen Kultur Ungarns allgegenwärtigen Dichterin Ágnes Nemes Nagy, eine Nähe allerdings, die bei ihr nicht wie bei Nora Iuga in Distanzlosigkeit mündet, sondern offenbar in ein beständiges Hinterfragen ihrer Übersetzungsarbeit. Es scheint hier eine produktive Unsicherheit am Werk zu sein, genährt durch profunde Kenntnis, die aber, eben weil sie umfassend ist, Skepsis provoziert, ob sie dem Werk gerecht werden kann. Gerade diese Skepsis gegenüber der eigenen, der persönlichen Sprache und Sprachmacht dürfte ein Kriterium für das Gelingen der Aufgabe des Übersetzers sein. Eine Aufgabe, die, wie Mirko Bonné am Eröffnungsabend anmerkt, mitunter unmöglich zum Gelingen führen könne, also einer Sisyphos-Arbeit gleicht, nach dem Vorbild Camus' jedoch, so ist zu hoffen.

Hommage an Friederike Mayröcker

Ein anderes Panel widmet sich dem Werk der kürzlich verstorbenen Friederike Mayröcker. Übersetzer:innen aus neun Sprachgebieten tragen ihre Ergebnisse vor und sprechen Herausforderungen an, mit denen sie zu kämpfen hatten. Als Gast ist der Mayröcker-Vertraute Marcel Beyer per Videochat hinzugeschaltet. Er bereichert die Diskussion um die Übersetzung einzelner Texte mit Insider-Wissen. So sei etwa der Farn bei Mayröcker so präsent, weil dieser die Lieblingspflanze ihrer Mutter gewesen sei. Julia Kaminskaja, Übersetzerin aus dem Russischen, erzählt hieran anschließend eine Anekdote, die für sich schon Poesie ist. In Russland sagt man, es bringe Glück, wenn man Farnblüten sehe. Man könne diese allerdings nur entdecken, wenn man nachts nach ihnen suche. Die Unmöglichkeit, eine Farnblüte – die es nicht gibt – zu sehen, wird so gleichsam aufgehoben in der zweiten Unmöglichkeit, sie im Dunkeln zu finden.

Eben dorthin begaben sich auch Anja Utler und Christian Filips, die jeweils einen Gesang aus Dantes „Inferno“ übersetzt haben. Utler legt ihre poetischen Entscheidungen in einer

Art Close-Translating dar, Filipis erörtert die Möglichkeit, Dante ins Deutsch der Entstehungszeit des Infernos zu übersetzen, um so die zeitliche Distanz in die Übersetzung zu transportieren. Interessant sind diese Einblicke in die Praxis der Übersetzer, wie ohnehin alle Beiträge, die nah und konkret über jeweilige Arbeiten Rechenschaft ablegen. Offen bleibt hingegen nicht nur hier die Frage, für wen die Übersetzer:innen eigentlich arbeiten, ob sie sich dem Original, dessen Urheber:innen, den eigenen poetischen Maßstäben oder gar einer Leserschaft verpflichtet fühlen. Das Primat des „Wie“ rückt die Erläuterung der Motivation, der eigenen Agenda, zumeist ins Abseits.

Einzig Steffen Popp erklärt sich. Er übersetze Autor:innen, von denen er etwas lernen könne, die in einer geistigen Verwandtschaft zu ihm stünden, von denen er profitiere. Geradezu „parasitär“ sei diese Beziehung mitunter. Ein erfrischend offenes Statement, das aber in gewisser Weise auch bezeichnend ist für ein Wochenende, das, vielleicht dem Charakter eines Branchentreffens geschuldet, den Leser:innen und damit den Adressat:innen aller Anstrengungen wenig Beachtung zukommen lässt. Dem Kuratorenduo Aurélie Maurin und Ernest Wichner geht es um eine andere Fragestellung: „Was setzt über, wenn Gedichte übersetzt werden?“ Doch so gefragt, ist der Fokus sehr eng gestellt. Eine Übersetzung sollte sich nicht ausschließlich daran messen lassen, was sie zu übertragen fähig ist, sondern auch, wie und ob überhaupt sie auf der anderen Seite jemanden erreicht.

Die Antworten auf Maurins und Wichner fallen in den Diskussionen und Vorträgen eher implizit, dabei aber erfreulich divers aus. Oft ist von Spannungsverhältnissen die Rede, etwa auch bei der Diskussion, inwieweit ein Text vom Übersetzenden für sich betrachtet werden soll, der Autor im Sinne des Diktums Roland Barthes als tot angenommen werden darf. Exemplarisch führen Gabriel Horațiu Decuble, der niederländische Übersetzer Ton Naaijken und der Lyriker Alexandru Bulucz diese Debatte am Beispiel Paul Celans, dessen Werk so gut erschlossen ist, dass sein Vokabular bis auf Celans Zeitungslektüre hin zurückgeführt werden kann. Muss ein Übersetzer hier nachforschen, soll er biographische

Erkundungen unternehmen oder darf ein Text als isoliertes Fundstück gelesen und aus diesem Verständnis heraus in die andere Sprache übertragen werden? Das Podium mag sich nicht recht einigen, das Gespräch verdeutlicht jedoch, dass jede Beantwortung dieser Frage auf eine „Haltung“ rückführbar ist – ein Wort, das Theresia Prammer ins Zentrum ihrer einleitenden Rede stellt.

Debatte um „Sensitivity Translating“

Dass derlei Haltungen durchaus Anlass zu hart geführten Debatten geben, erweist sich leider erst in der letzten Diskussionsrunde, die viele ästhetische und handwerkliche Überlegungen der Tagung ins Politische überführt. Immer wieder fällt hier der Name Amanda Gorman. Die afroamerikanische Poetin hatte bei der Ernennung des US-Präsidenten Joe Biden ihr Gedicht „The Hill We Climb“ vorgetragen. Die Autorin Marieke Lucas Rijneveld sollte den Text ins Niederländische übersetzen, wogegen sich aber bald Widerstand regte, da Rijneveld weiß ist. „Sensitivity Translating“ lautet denn auch das Thema der Diskussion, nicht überraschend ein unübersetzter Begriff. Es geht um die maßgeblich von US-Universitäten exportierten Debatten um Identitätspolitik und kulturelle Aneignung. Diesen erteilt Lektorin Katharina Raabe in der Diskussion eine scharfe Absage. Identität solle nicht als Kriterium für die Befähigung eines Übersetzters gelten. Wichtig sei stattdessen vor allem die literarische Bildung. Der Blutdruck steigt hier auf dem Podium erstmals, was ein wenig bedauerlich ist. Es muss offenbar erst das Reizwort Identitätspolitik fallen, um literarisch disparate Ansichten auch als Positionen zu verstehen, für die man leidenschaftlich einzutreten bereit ist. Etwas mehr Mut zur Debatte hätte der Tagung auch an anderen Stellen gutgetan, bemisst sich der Wert eines Gegenstandes doch auch an der Bereitschaft, um ihn zu streiten.